

## *Cristina Sasse*

### Tagungsbericht

Während auf allen gesellschaftlichen Feldern die Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf seit Jahren heftig diskutiert wird, wird forschenden Eltern im deutschen Wissenschaftssystem immer noch nur wenig Beachtung geschenkt. Ziel der Gießener Tagung war es deshalb, Elternschaft als produktiven persönlichen Forschungshintergrund zu beleuchten und gleichzeitig die Frage nach der Vereinbarkeit von scheinbar entgegengesetzten Lebensmodellen neu zu stellen. Dabei standen weniger strukturelle Aspekte im Vordergrund, sondern der Fokus richtete sich auf die Verschränkung der persönlichen Erfahrung von Elternschaft mit der wissenschaftlichen Tätigkeit. Grundannahme war, dass Elternschaft nicht nur als einschränkender Faktor, sondern vielmehr auch als generatives Potenzial für die wissenschaftliche Arbeit zu betrachten sei. Bei dieser zweiten Perspektive handelt es sich um eine Dimension des Phänomens, die bisher keine Beachtung gefunden hat.

In ihrem Einführungsvortrag beleuchtete ANNETTE CREMER die besondere Situation forschender Väter und Mütter an deutschen Universitäten sowie die bisherigen hochschulpolitischen Versuche, die Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft zu fördern. Sie machte dabei die Problematik des Vereinbarkeitsideals deutlich und wies auf die sehr ähnlichen Anforderungen beider „Jobs“ hin: *Commitment*, Zeit, Hingabe, Präsenz, Belastbarkeit würden in beiden Lebensbereichen gefordert, weshalb die Frage zu stellen sei, ob dies eine reibungslose Vereinbarkeit nicht ausschließe oder zumindest sehr erschwere. Angesichts dieser Beobachtungen schlug sie vor, Vereinbarkeit neu zu definieren. Dazu gehöre nicht nur eine Veränderung der Rahmenbedingungen und die Akzeptanz für alternative Lebensentwürfe, sondern vor allem der Blick darauf, wie Elternschaft und Forschung sich gegenseitig positiv ‚befruchten‘ könnten. In diesem Zusammenhang problematisierte sie auch gängige Vorstellungen, die persönliche Erfahrung und Wissenschaft strikt trennten oder sogar gegeneinander ausspielten und damit die

grundsätzliche Menschlichkeit alles Forschens und Entdeckens negierten. In diesem Sinne sei es Ziel der Tagung, die Standortgebundenheit von Forscher/innen weniger als schädlichen, sondern vielmehr als positiven Einflussfaktor auf die wissenschaftliche Arbeit zu betrachten.

Die Germanistin MAIKE FRÖHLICH (Dresden) eröffnete die erste Sektion *Eltern in der Wissenschaft* mit einer Analyse von Problemdiskursen in wissenschaftlichen Zeitschriften. Sie machte deutlich, dass Elternschaft dort überwiegend als Risiko wahrgenommen werde, die Chancen von Elternschaft jedoch eine „diskursive Leerstelle“ bildeten. Im Vergleich mit ähnlichen Diskursen in der Wirtschaft zeigte sie, dass solche Chancen dort wesentlich stärker und differenzierter diskutiert würden.

Im Anschluss widmete sich KATHARINA NAUMANN (Gießen) aus einer philosophischen Perspektive dem sprachlichen Bild der „Gratwanderung“, mit dem das Verhältnis von Elternschaft und Forschung häufig beschrieben werde. Beim Vergleich dieses Begriffes mit anderen Sprachbildern, wie etwa dem „Spagat“ und dem „Balanceakt“, machte sie deutlich, dass die „Gratwanderung“ wesentlich positiver konnotiert sei. Dennoch wohne auch ihr ein deutlicher Risikoaspekt inne. In einem weiteren Schritt verglich sie die Stereotype der „guten Mutter“ und des „guten Wissenschaftlers“. Beides, so Naumann, seien Bilder, die die gesamte Person vereinnahmten und konstitutiv für ihre Identität seien. Jedoch müssten sie sich keinesfalls so unvereinbar gegenüberstehen, wie oftmals angenommen, da es einige Parallelen gebe zwischen dem Leben mit Kindern und dem Leben als Forscher/in. Gerade das Staunen, Fragen und Versunkensein der Kinder mache sie zu potenziellen Lehrmeistern der Eltern, andererseits könne es auch eine „Erdung“ der Forschung bewirken.

Diese Gedanken führte ANJA KLÖCKNER (Gießen) in ihrem Vortrag über das archäologische Kinderbuch fort. Anhand der Biografien der Archäologinnen Erika Zwierlein und Elke Böhr stellte sie dar, wie eng deren Kinderbuchpublikationen, aber auch deren wissenschaftliche Arbeit mit der Erfahrung der Mutterschaft korrelierten. Klöckner sah darin auch eine Form des Wissenschaftstransfers, denn das archäologische Kinderbuch sei von forschenden Müttern entwickelt worden, um den Kindern etwas von der eigenen Arbeit mitzugeben. Die Verknüpfung von

Mutterschaft und Wissenschaft habe zur Freisetzung eines großen kreativen Potenzials geführt, während andersherum die Wissenschaft auch die familiären Beziehungen bereichert habe.

JOACHIM JAKOB (Gießen) schloss die Sektion ab mit einem persönlichen Kommentar zur im akademischen Milieu geläufigen Gleichsetzung von eigenen Büchern und eigenen Kindern. Er fragte danach, ob sich mit dieser knappen Formel das Verhältnis von Elternschaft und Wissenschaft beschreiben lasse. Er zeichnete die bereits bei Platon und Aristoteles geführten Vergleiche von geistigen mit körperlichen Erzeugnissen nach und zeigte dabei, dass gerade in der Erfahrung der eigenen Wirksamkeit eine wesentliche Gemeinsamkeit bestehe. Dennoch sei die Substitutionslogik der beiden Philosophen zu kritisieren, da sie die grundsätzliche Verschiedenheit von Kindern und Büchern nicht berücksichtige.

Die zweite Sektion wurde von CHRISTIAN STADELMAIER (Gießen) eröffnet, der anhand seines Forschungsprojekts zu Waffenbeigaben in frühmittelalterlichen Kindergräbern den Einfluss seiner eigenen Vaterschaft auf das wissenschaftliche Arbeiten beleuchtete. Er beschrieb zunächst, dass die besondere Vorliebe seines Sohnes für kriegerische Spiele und Spielzeuge bei ihm der Anlass gewesen sei, sich mit „Kindern in Waffen“ zu beschäftigen. In seinen theoretischen Überlegungen machte er deutlich, dass eine solche Herangehensweise keineswegs eine Entwertung der wissenschaftlichen Forschung darstelle, solange das Handwerk korrekt beherrscht werde. Vielmehr führe die Einbeziehung der Erfahrungen mit den eigenen Kindern oftmals zu einer Bereicherung der Forschung, da sie den Pool an Fragestellungen und Interpretationen erweitere.

Aus einer ganz anderen und doch ähnlichen Perspektive verdeutlichte FLORIAN HESSDÖRFER (Leipzig) am Beispiel von Jean Piaget, dass Person und Biografie des Forschers bzw. der Forscherin immer mitgedacht und ihr Einfluss explizit gemacht werden müssten. Bei seiner Analyse zeigte Heßdörfer, dass in Piagets Theorie des Kindes die Beziehung zwischen Erwachsenen und Kindern fast vollständig ausgeblendet werde und Piaget gleichsam „als Vater schweigt“. Zugleich wechsele der Entwicklungspsychologe in seinem Werk häufig vom reinen Beschreiben zum Einfordern bestimmter Eigenschaften. Heßdörfer schlussfolgerte aufgrund von Piagets Biografie, dass Piaget in seiner Theorie implizit eigene Ent-

täuschungen verarbeitet habe; dies sei jedoch bei der Betrachtung seines Werkes bisher kaum berücksichtigt worden.

ANTJE FEHRMANN (Berlin) widmete sich der Frage nach dem Bereicherungspotenzial kindlicher Perspektiven für die Kunstgeschichte. Sie stellte dazu die Ergebnisse einer kleinen, privat durchgeführten Feldstudie zur kindlichen Wahrnehmung von Architektur vor: So hätten ihre Kinder Bauten – entgegen des modernen additiven Prinzips der Beschreibung – ganzheitlich und auf performative Art und Weise wahrgenommen. Ferner habe sie gezeigt, dass sie fähig gewesen seien, Räume ohne jedes Vorwissen intuitiv zu verstehen. Dabei hätten ihre Beschreibungen und Wahrnehmungen überraschende Ähnlichkeiten mit einem mittelalterlichen Verständnis von Bauten als menschlichen Körpern gezeigt.

STEFANIE MALLON (Oldenburg) untersuchte Narrationen von Elternschaft und Forschung im Genre der Wissenschaftlerbiografie. So werde etwa in Biografien über Einstein und Heidegger die Familie so dargestellt, dass sie Fürsorge für das Genie und ihm einen Schutzraum geboten hätte. Der Forscher habe sich so von den Notwendigkeiten des Materiellen und der Ordnung lösen können. Aus dieser Beobachtung als auch aus ihrer persönlichen Erfahrung heraus widmete sich Mallon zudem der kulturellen Phänomenologie des Aufräumens und Ordnen und ihrer Bedeutung in Elternschaft und Wissenschaft.

CORDULA ENDTER (Hamburg) und FRIEDOLIN KRENTEL (Gießen) thematisierten in einem weiteren Beitrag die „unsichtbaren“ Anforderungen und Bedingungen des Forschens als Eltern, insbesondere informelle Unterstützungsnetzwerke und -leistungen. Gerade die Familie könne Inspirationsquelle, Diskussionsort und Austauschpartner sein. Diese Faktoren wollten Endter und Krentel in ihrem Projekt mit ethnografischen Praktiken sichtbar machen, konkret durch Befremdung und Reflexion, Dokumentation und das Einschreiben in eigene Textprodukte. Elternschaft solle damit stärker als Potenzial genutzt und so die gängige Negativperspektive umgekehrt werden. Zugleich solle wissenschaftliches Arbeiten als kollaborative „Familienarbeit“ sichtbar gemacht werden.

Den Abschluss der Sektion bildete der Beitrag von TIMO HEIMERDINGER (Innsbruck), der sich in Form eines Feldberichts der Frage widmete, welche Rolle die eigene Betroffenheit für die Themenfindung und die Qualifikation für die

Bearbeitung spielten. Er zeigte auf, dass gerade bei Alltags- und Minderheitenthemen häufig von einer besonderen Qualifikation oder sogar alleinigen Berechtigung der Betroffenen ausgegangen werde, zu einem bestimmten Feld zu forschen. Heimerding wies auf die Gefahr eines Distanzverlustes und einer Erfahrungsesentialisierung hin, insbesondere im Forschungsfeld Elternschaft. Er mahnte an, dass hier – wie in allen anderen Bereichen auch – das Finden einer angemessenen, wissenschaftlichen Grundsätzen entsprechenden Sprechposition zum Thema eingefordert werden dürfe.

Die dritte Sektion eröffnete STEPHANIE MARR (Siegen) mit einer Analyse von Stereotypen in der modernen fotografischen Darstellung von Familien und regte damit an zum Nachdenken über den prinzipiellen Wahrheitsgehalt von Familienbildern und deren gesellschaftliche Konstruktionsmacht. Sie zeigte eindrücklich, wie die Fiktionen solcher Bilder und auch die Narrative von Fotoalben Vorstellungen von Familie bestimmten und reproduzierten.

Im nächsten Vortrag widmete sich ANNE WARMUTH (Paderborn) den „neuen Vätern“ in der deutschen Gegenwartsliteratur. Anhand zweier Romane der Autoren Hanns-Josef Ortheil und Dirk von Petersdorff untersuchte sie die Darstellung des Verhältnisses von Männlichkeit und Vaterschaft sowie Beruf. Dabei habe sich gezeigt, dass die Thematisierung von Männern als Vätern und Wissenschaftlern in der Literatur ein neues Phänomen darstelle, welches darüber hinaus Sichtweisen beitrage, die in den Sozialwissenschaften bisher nicht zu finden gewesen seien. Dazu gehörten vor allem die Betrachtung positiver Aspekte und Synergieeffekte der Vaterschaft sowie die Entmythisierung des Wissenschaftlerberufs.

Aus einer gänzlich anderen Perspektive näherte sich KRISTEN NAWROTZKI (Heidelberg) dem Tagungsthema. Sie stellte Ergebnisse aus ihrem Projekt vor, das Konzepte von Mutterschaft und kindlicher Bildung in Deutschland, Großbritannien und den USA vergleicht. Dabei bewies sie anschaulich, dass Vorstellungen davon, was eine „gute Mutter“ sei und was Kinder wann und wo lernen sollten, sehr kulturspezifisch ausgeprägt seien. Diese drückten sich sowohl in gesellschaftlichen Diskursen als auch in den Bildungssystemen aus und übten auch über politische und mediale Praktiken großen ideellen Druck auf den Einzelnen aus.

INSA FOOKEN (Siegen/Frankfurt am Main) schloss die Sektion ab, in dem sie zwei Formen der Generativität miteinander verglich. Die Gemeinsamkeiten von Elternschaft und Forschung sah sie in der Dynamik des Zeugens und Gezeugtwerdens, der stetigen Entwicklungs herausforderung. Diese Prozesse der Weitergabe von Wissens-, Erfahrungs- und Gefühlsstrukturen unterschieden sich allerdings in ihrer Fokussierung: So stünden bei Eltern Fürsorge und Erhaltung im Vordergrund, bei Wissenschaftler/innen eher Distinktion und Neuerung. Fooken merkte kritisch an, dass in der Wissenschaft die Autonomie als Ziel der Persönlichkeitsentwicklung zu sehr im Vordergrund stehe, zulasten von sozialer Einbindung. Sie schlug deshalb ein neues Konzept von Generativität vor, das – anders als in den gegenwärtigen Vereinbarkeitsdiskursen – Fürsorge und Selbstaktivierung verbinde.

In der Schlussdiskussion wurde noch einmal sehr deutlich, dass es notwendig und sinnvoll sei, die Aspekte Elternschaft und Forschung gemeinsam zu betrachten, und zwar über die Klammer der Identität und der Generativität. Ein interdisziplinärer Zugang und Modus seien dabei zwingend.

